

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

23 (9.6.1935)

Der Pfingstvogel / Erzählung von Karl Bröger

Frühling ist und ein Sonntagmorgen, blank wie ein junger Ritter. Der Mairoserbauer, der heute der Kirche fernbleibt, weit an den Gehalten die Reibe ist, steht auf seinem Hof umher und macht sich allerhand Gedanken. Fröhlich ist er gestern gewesen, schon ein bißchen grau sind seine Haare; und wenn sie in zehn oder zwanzig Jahren noch viel grauer geworden sind, und er sich vielleicht hinlegen muß zum Sterben, dann weiß er nicht recht, wozu er eigentlich gelebt hat.

Der Mairoser hat keinen Erben. Dreiundzwanzig Jahre hat er mit seinem braven Weibe zusammengehaut, immer mit der Hoffnung auf ein Kind. Vermischten Frühling ist sie gestorben und die Trauerzeit ist morgen herum. Nun weiß er nicht, was er beginnen soll. Etwas muß geschehen, das steht so steif bei ihm fest. Sein Weib, wenn er mit einem einzigen Wortlein hätte befragen können, bevor sie für immer die Augen schloß! Aber das war nun leider nicht möglich. Zu hurtig ging es mit ihr. Gesund und tot war sie in einer Stunde. Nun ist er allein auf der Welt und muß es mit sich ausmachen.

Noch eine Weile steht er bei den Ställen herum, dann stakt er mit weiten Bauernschritten, vorbei an der Scheuer, nach seinem großen Baumgarten.

Ueber dem Baumgarten ist der volle Frühling hereingebrochen. Ein Blüten ist in den Bäumen, daß es eine Freude ist, und der Kopf schwindelt einem vor all dem schweren Ruch. So ist jetzt eigentlich hier nicht der Ort, wo ein Mensch zu einem vernünftigen Gedanken kommen kann, und der Mairoser ist schon wieder drauf und dran, sich aus dem Baumgarten wegzufahren.

Pflichtlich horcht er auf. Wenn ihn die Einbildung nicht plagt — und er meint, sie tut es nicht — dann ist das doch der Pfingstvogel gewesen! „Düddio! Düddio!“ hatte es von dort drüben geflungen. Von dort drüben, wo der alte Birnbaum steht.

Nun, das möchte er schon gewiß haben! Fürsichtig prüft er sich heran. Und richtig, nun ist's, wie er vermutet. Da, auf einem der allerhöchsten Zweige! Das ist er, der wunderförmige, goldene Vogel. Und jetzt wieder sein schöner, dunkler Ruf.

Der Mairoser ist keiner von den Abergläubigen; nein, das ist er nicht. Aber nun auf einmal kommt er doch ganz kräftig ins Sinnieren hinein. Vierundzwanzig Jahre in seinem Leben denkt er zurück. Da war auch solch ein blühender Frühlingstag. Da war er, wie heute, von der Kirche weggeblieben, war im Baumgarten herumgestanden und hatte den Pfingstvogel hören gehört. Und schon damals hatte er sich sehr gewundert. Hatte sich mächtig gewundert, wieso denn der Pörl, der doch hinaus in den Wald gehört, nun da herein in den Baumgarten kam. Und über all diesem Wandern war ihm auf einmal bewußt geworden, daß er die Kestete vom Steinriegerbauern schrecklich lieb hätte. Kurios war's, wie ihm das damals plötzlich einfiel. Aber dann auf die Nacht hatte er zum erstenmal bei der Steinriegerochter an den Tadel gefloßt, und ein Vierteljahr hernach war sie sein Weib.

Der Pfingstvogel ist schon längst vom Birnbaum abgestrichen, ist schon längst wieder zu Holz geflogen. Der Mairoser ist noch immer bei seinen Gedanken: Ob es wohl was auf sich hat mit diesem Pfingstvogel? Ob es was Besonderes befragen will, wenn er einmal seinen Wald verläßt und wenn er sich, der doch so schön ist, fast herein in einen Vorgarten wagt? Ob es überhaupt im Leben so was wie eine Vorbedeutung gibt? Könn' schon sein! Warum nicht? Könn' schon sein! Es laufen eine ganze Menge Leute herum, die auf dertlei Dinge etwas geben.

Er ist dertweilen mitten durchs hohe Gras des Baumgartens geschritten, und nun legt er die breiten Hände auf den sonnigen, warmen Zaun. Der Zaun trennt sein Besitztum von dem des Neiserbauern.

Der Neiserbauer, ha, mit dem nimmt er's noch auf! 's ist wahr, ein paar Jährlein hat der Nachbar weniger auf dem Buckel. Fest in den Knochen aber ist er nicht. Nicht mal eine Pfeife Tabak kann er rechtchaffen vertragen, der Krüppel! Doch taufen läßt er halt wieder in eifigen Tagen, der Sakramentler! Sätt's wahrhaft nicht nötig, bei den paar lumpigen Aedern, wo er vermag.

Mit stolzem Gefüh, daren freilich ein starker Schuß von Herbe gemischt ist, denkt der Mairoser an die siebzig Morgen Felder, die er hat. Es ist der beste Grund in der ganzen Gemarkung. Und wer wird sie nach ihm bekommen, die schöne Sack? Soll das Gericht nach einem Erben suchen müssen? Nein, ihr Herren, selb' geschieht nicht!

Fest packt er die Zaunpfähle mit seinen kräftigen Händen. Um ein paar Zoll wächst seine hohe, straffe Gestalt dabei empor. Jung bin ich nicht mehr, das ist schon wahr! Alt aber bin ich auch noch nicht; ich werd's beweisen.

Als er hernach in der Stube sitzt, überlegt er ganz ernsthaft, welches Mädchen im Dorfe er zu seinem Weibe machen will. Haben braucht sie nichts, das steht bei ihm fest. Haben tut er genug. Nur jung sein muß sie! Jung, und noch einmal jung!

Und dann ist ihm plötzlich, als ob er ein Mädchen, wie er's braucht, bereits wüßte.

Ein paar Tage später kommt ihm die Jungmagd des Kreuzbauern auf einem Feldweg daher, ein rankes, vollblühendes Ding. Nur Gutes spricht man von ihr im Dorfe. „Rosemarie“, redet der Mairoser sie an, „beschlossen ist's bei mir, ein Weib muß ich wieder haben. Weißt du keine passende für mich?“

Erst will das Mädchen anlachen ob dieser närrischen Frage. Doch dann bemerkt sie sein beinahe verworrenes Gesicht und nun schaut sie nachdenklich ins Weizenfeld hinein. Nein, sagt sie nach einer Weile, eine solche wie der Mairoser sie braucht, wüß' ich im Augenblick nicht.

„Und was für eine, meinst du, müß' ich haben?“ fragt der Bauer und schaut der Magd ganz fest in die Augen.

„Eine Junge, den' ich halt!“ sagt ohne Zögern die Rosemarie. Und dann setzt sie noch dazu: „Wenwegen weiß Ihr doch einen Bub'n haben wollt, für Euren Hof.“

Jetzt möchte der Mairoser am liebsten in die Luft springen, so wohl gefällt ihm diese Rede. Er tut es nicht, er ist ein beherrschter Mensch. Er tritt nur ganz dicht an das Mädchen heran, greift ihre Hand und spricht:



Alte Reutstädter Postkutsche

Pfingstliche Ausfahrt

Reichsbahnbild (Dr. F. Wolff)

„Rosemarie, ich frag' dich auf dem Fleck da, magst du nicht die Mairoserin werden?“

Und das Mädchen sagt dem Bauern nicht nein. Rascher als er sich's versehen, sind sie eines Sinnes.

Die folgenden Wochen ist der Mairoser voll Unruhe und immer wieder auf den Beinen. Das Haus läßt er frisch herunterfallen. Böden reißt er auf. Hier hängt ein Tor schief und dort braucht's neue Ziegel. Die Wände ein paarmal kuffigiert er auf seinem Bernerwäglein nach der Stadt. Allerlei hat er zu kaufen, hundert Dinge gibt es zu besorgen. Im Dorf haben sie ihren Spott: „Schaut, der Mairoser richtet sich auf lang ein!“

„Versteht sich, wenn einer so jung ist!“

In Wahrheit ist der Mairoser letzter sichlich älter geworden. Er weiß nicht Maß zu halten mit seinen Kräften. Allzu stürmisch schoß ihm die Freude ins Blut. Nun dauert ihm alles zu lang, und den Hochzeitstag kann er kaum erwarten.

Und als er endlich da ist, der Hochzeitstag — mitten in die Weizen-ernnte fällt er hinein — und der Mairoser mit seinem blühenderen Weibe aus der Kirche tritt, da zeigt sich recht deutlich, wie sehr sie ein ungleiches Paar sind. Die Rosemarie ist noch schöner und kühler geworden, der Bauer hingegen ist schier ein wenig verfallen. Welt ist er im Gesicht, auf der Stirne steht ihm der Schweiß in dicken Tropfen. Während sie vorüber-

schreiten an den Leuten, die zu beiden Seiten der Kirchpforte stehen, beginnen ihm auf einmal die Augen auf eine seltsame Weise zu schweben; der Kopf schwebt ihm nur so und froh ist er, daß es nach einigen Augenblicken gut vorübergeht, und daß es weiter nichts mit ihm ist.

Zu Hause an der Hochzeitstafel ist er dann wieder ganz munter. Er hält sich tapfer zu den Speisen, er trinkt, er lacht. Ein paar derbe Scherzreden, die gegen ihn anrollen, trifft er mit raschen Gegenstößen. Den ganzen Tag hält er tüchtig mit. Doch als man über der Nachtmahlzeit wiederum die Krüge voll Braunbiers kräftig zusammenstößt, fühlt er mit eins, wie der Arm ihm schwach wird. „Ach mein', mir ist nicht lust!“ sagt er zur Rosemarie, die neben ihm sitzt; und dann sinkt er auch schon zur Seite. Grad noch in den Armen fängt sie ihn auf.

Sie tragen ihn von der Tafel und bringen ihn nach der Schlafkammer. Der Doktor kommt, sieht was geschehen ist, und seine Augen sind ernt. Die junge Bäuerin nimmt er beiseite: „Schlimm hüud' es. Vielleicht ein halbes Jährlein oder sowas mag er's noch treiben.“

Der Rosemarie läuft es naß über die Backen. Sie hat ihn lieb, ihren Mairoser, wenn's auch die Zeit vielleicht nicht glauben wollen. Schon viele glückliche Stunden hat sie mit ihm gehabt.

Während draußen ums Dorf die Palme unter den scharfen Sennen fallen, sitzt sie getrennt an seinem Bett, wartet seiner, so gut sie's versteht, und schenkt ihm von ihrer Liebe, soviel er davon noch brauchen kann.

Einmal schaut er sie fragend an. Da sagt sie ihm ein Geheimnis, das sie seit einigen Wochen ganz still mit sich herumträgt. Er will es fast nicht glauben, so glücklich war er darüber.

Späterhin wird es ein wenig besser mit ihm und dann darf er aus dem Bett. Tagsüber sitzt er im Rehnstuhl in der Stube. Weiter kann er nicht, weil er Unterhand gelähmt ist. Und er sieht die Schneesoden fallen draußen auf dem Hof. Und er sieht es noch einmal Frühling werden, bis dahin, wo die Staren sich wieder einstellen. Um diese Zeit legt ihm die Rosemarie eines Tages den Kopf in den noch gelunden Arm. Er schaut sein junges, blühendes Weib an mit einem dankbaren, seltsamen Blick. Wår' er der Sprache noch mächtig wie früher, würde er ihr sagen: „Wiel Federlebens haben wir damals nicht gemacht, Rosemarie. Aber gut war's daß wir beiseite dazu taten!“ Und dann lächelte er vor sich hin und denkt an den Pfingstvogel.

Der Pfingstvogel kommt erst mit den Schwalben. Der Mairoser weiß, er darf ihn nicht mehr hören. Er wird auch nicht mehr in den Baumgarten gehen. Er denkt es und eine leise Beunruhigung fällt ihm dabei. Doch traurig ist er eigentlich nicht. Wie es um ihn steht, das macht ihm weiter nichts aus. Hauptsache, daß der Bub da ist!

Der Bub!

„Düddio! Düddio!“ so klang's dem Mairoser noch in seiner letzten Stunde in den Ohren.

PFINGSTSPRUCH

**Komm, Schöpfer Geist, du Kraft von innen
und füge deine Erde neu!
Das Feste mache fest gerinnen,
laß jeden Strom sein Bett gewinnen
und sei uns nahe, sei uns treu.**

**Flamm wieder auf den Bergesspitzen
und such uns heim mit deinem Licht!
Von deinen nie geschauten Sitzen
laß Form und Freude niederblitzen,
erhelle dunkles Angesicht!**

**Atlantis, lang im Meer versunken,
reißt sich von schwarzen Riffen los,
wenn, von uralter Sehnsucht trunken,
du Schöpfer Geist, den neuen Funken
schlägst aus zerspaltner Nächten Schoß.**

Karl Bröger

Heimkehr

Von Fritz Kaiser-Ilmenau

Der zweite Pfingstfesttag war herbeigekommen. Seit gestern mittag rollten wir im Lazarettzug und befanden uns nun wenige Kilometer auf deutschem Boden.

Das Gefühl war ein seltsames. Draußen prangte das Land im Sonnenschein. Herrliche grüne Wiesen voller Blumen, über denen ganze Schwärme von Schmetterlingen sich wiegten. Auf schlanken Palm schwellende Ähren. Hecken und Sträucher dazwischen und manchmal ein Baum.

Die Köpfe mühten sich hoch in den Ästen, gierig das wechselnde Bild zu erfassen im Rahmen der Fenster. Säger Gesichter waren es zumeist, braungebrannt von der Sonne und vermerkt von Regen und Sturm, jung noch und doch in den Augen ein Wissen um den Ernst dieses Lebens.

Keiner sagte zum andern einen Ton, wenn sich die Blicke auch manchmal begegneten. Nichts als der gleichmäßige Taktschlag der Räder erfüllte die Stille. Es war die süße Vorfahrt der Heimkehr ins Vaterland, die da klopfte und sich hineinschmiegte in die lautstehenden Herzen.

Diese Vorfahrt ging über alle Worte. Sie fand ihren Widerhall in den Zügen dieser Männer und milderte sie in ihrer bronzernen Härte.

Fast schwang Ergriffenheit in der Weisheit der Stunde. Keine Heimkehr war so hart verdient wie diese, aber auch keine schönere gab es darum. Mit Blut erkauft, mit dem Wagnis des Lebens. Leicht hätte der Schrift über diese Schwelle zum Schritt ins Jenseits werden können. Doch es nicht so gekommen war, das war die Gnade des großen Gottes. Dieses Leben war neu und mit dem früheren nicht zu vergleichen, wie auch dieses Vaterland, das da am Fenster vorüberzog, ein anderes war als ebendies, ein viel schöneres, ein viel heiligeres, weil man sich dafür hätte schämen müssen. Nichts, das der Mensch geschenkt erhält, kommt dem erkämpften Wert gleich. Je härter der Einsatz, um so köstlicher der Gewinn.

Die Wiesen da draußen in ihrem leuchtenden Grün, die weißen Margueriten darin und der rote Ake, die Hecken, die Bäume, die schimmernden Wasser — o neugeborene schönere Welt in den Augen, die die umgewaltete Erde im Granathol der Schlacht gesehen hatten, zerfetzte Wälder und aufgerissene Krater. Das war die Hölle gewesen. Nun aber lächelte das Paradies zum Fenster herein voll Lieblichkeit und Frieden und machte die staubigen Männer weich wie die Knaben.

Ihnen war es summe, als wären sie früher mit geschlossenen Augen und tauben Ohren durch die Welt gegangen. Sie sahen und hörten auf einmal, was bis dahin ihr Bewußtsein nie erreicht. Auf einmal war ihnen die Erkenntnis gekommen für alles um sie herum und erfüllte sie mit Dankbarkeit und Stolz. Völlig stillen Blickes standen sie vor ihrem eigenen Leben und konnten es noch immer nicht fassen. Träumten sie denn? Aber nein, kein Erwaschen schredte sie, wie manchmal draußen, wenn sie über kurzem Schlummer in eine andere Welt versunken waren. Dieses Strömen und Zirpen in der Luft, das bisweilen vor offenen Tür hereinbrang, war nicht der Song verderblichen Eisens, sondern das Vogelgeflügel, das die Fahrt schmückte. Und die Herzen öffneten sich, und das Lied fiel hinein. Dasselbe heilige Geschenk, wie die Sonne in dem schönen Tag, die gleich ihren Strahl über die Betten warf, darunter die Wunden der zerflohenen Körper brannten.

Aber alle Schmerzen waren vergessen über den aufgelandeten Toren und Wunden der neugeschafften Heimat. Das Auge hatte zu tun, als das schöne anzusehen, das da zum engen, kleinen Fenster hereindrängte — diese Farben, dieses Licht, diese Bilder! Und wenn sich die Hände manchmal falteten auf der Bettdecke, so war es der instinktive Ausdruck einer unennbaren inbrünstigen Feier.

Einmal hielt der Zug auf freier Strecke. Vielleicht hatte er noch keine Einfahrt auf irgendeiner kleinen Station oder wer weiß, aus welchem Grunde, keiner fragte danach, die wir keine Eile hatten und uns gut behütet mußten, als ich im Blickfeld ganz nahe ein einzelnes Geschöß entdeckte, von dem ein schmaler Pfad durch die grünen Wiesen herüber zum Bahnhöfen führte. Ein Mädchen sah lebend auf einer Bank vorm Haus. Ein Bild behaubernden Feiertagsfriedens, in das aber plötzlich Leben kam, als das Mädchen aufschah, sich erhob und langsamen Schrittes näherkam. Mir schien es bei ihrem Anblick im freudigen Ueberfließen, als hätte der Zug eigens ihrem Weg gehalten, denn es war das erste deutsche Mädchen, dem wir auf unserer Fahrt begegneten. Die Sonne spielte in ihrem blonden Haar, daß es wie Gold aufleuchtete. Große blaue Augen fanden im schönen Gesicht. Interessiert freifte ihr Blick die Wagen, und doch hielt Verlegenheit jede Kundgabe bei dem Mädchen zurück. Sie war noch jung. Wenn viel, dann lächelte sie leicht, lieblich, schüchtern. Daß sie ihr Gewand und schlank ihr Busch. Was war sie anders als eine Blume unter den unzähligen, durch die ihr Füßchen schritt!

Mein Blick stand still bei ihr in ehrfürchtiger Ehen, und ich mußte es nicht zu sagen, ob sie es war, die die Schönheit der Landschaft krönte oder umgekehrt diese soviel Anmut und Lieblichkeit an diese Menschensohle verströmte. Ich empfand nur, daß auch hier mich Deutschland grüßte, dem mein Herz in Sehnsucht und Liebe entgegenzuschlug. Und ich hob die Hand, ohne daß es mir eigentlich bewußt wurde. Erst als es auch das Mädchen tat, errösend und lächelnd, da ging es mir über den Kopf auf, was ich getan. Nun freute es mich, und mein Gefühl stand vor dem fremden Menschenkind wie vor einer jungen Geliebten, die ich bis dahin noch nicht hatte.

Wenige Augenblicke waren es nur, die dieses Erlebnis umspannten, denn der Zug fuhr wieder an und rollte weiter, aber das Mädchen kam mir nicht mehr aus dem Sinn. Es war, als ob ihre Jugend mir die meine erst ganz zur Erkenntnis gebracht und damit alles Erleben um einen letzten Zug bereichert hätte. Doch schlug mein Herz der Heimat entgegen.

So erfüllte sich der Geist der Tage, in die diese unvergeßliche Fahrt durch Verlesung rein äußerer Umstände fiel, an ihr im tieferen Sinne. Sie war eine einzige große Erleuchtung, als die sie ihre Bedeutung für mich bis zum heutigen Tage nicht verloren hat. Darin aber liegt die Größe alles menschlichen Erlebens, wie es in späteren Tagen besteht!

Deutsche Pfingsten

Von Richard Curinger

Wenn es eines Beweises bedurfte, welche Wirkungen das Wort tut, so erbrachte ihn die Tat dieser deutschen Revolution. Oder zweifelt etwa jemand, daß die Saat, die heute aufbricht, gefät worden als lebendiges Wort? Und fiel manches auf feinen Grund und erstickte es im Dickicht: tausendfach fand es guten Boden, keimte, schlug Wurzel und trieb seinen Schaft. Und nun wogt ein Heer von Halmen (Bataillone junger Mannschaften). Und bald trägt die Mehre Frucht.

Es ist das Wunder dieser Tage, daß die Urvorstellungen der Völker wieder wahr werden. Das Wort, das heute ein Volksheld spricht, ist schon Tat. Der Geist solcher Worte hat die Macht, nicht nur Geister zu verwandeln, wie er es seit Jahren tat, sondern er führt Wirklichkeiten, er hebt Taten aus den Angeln, überwältigt Widerstände, setzt Gesetze, ordnet Ordnung.

An Leib und Leben erfährt das Volk, daß ein Wort Geschichte wendet, Ideenplanungen neu umfaltet, ganze Klassen aus der Klammer ihrer Selbsterniedrigung herausbricht, ungeheures Material an Maschinen und an Technik auf ein neues Ziel herumschwenkt, Mammutorganisationen mit ganz neuem Geist durchglüht, Vandalen die Bande abreißt, die künstlich den Blutkreislauf schnürten. An Leib und Leben erfährt das Volk, daß im Wort der Schöpfer Geist tatsächlich am Werke ist, an den viele nicht mehr glauben.

Ob bei Besprechungen, ob in Reden und Ansprachen, ob im Schriftstück, in Gutachten, im Urteil, in Vertrag und Brief, ob in gewaltigen Volksversammlungen, wie an jenem 1. Mai: Kinder auf den Straßen das Sieb der braunen Kämpfer fingen? Versucht es: reißt aus ihrem Weist, was ahnungslos ihr Mäulchen formelt! Etwas Unausdenkliches auf unabsehbare ferne Zeit zeugt aus ihren Zungen Taten.

Wißt ihr auch, was denn geschieht, seit in allen deutschen Gauen, ja in einer weiten Welt, Millionen und Millionen tausendfach in ihrem Heiruf Adolf Hitlers Namen sagen?

Eine Sage nimmt Gestalt an.

Was den Gläubigen ein Traum schien, sie erleben es lebendig: die Erscheinungen des Alltags scheinen wieder, gleichnißhaft, nicht dem Anschein nach, wie Schemen, sondern der Bedeutung voll. Der Pflug, der Hammer und das Rad, dein Innungszeichen, deine Fahne, das Kriegskreuz, das du auf der Brust trägst, ja deine Narben strahlen wieder. Ein Strom von Wunderenergie durchpulst das deutsche Leben neu.

Seien wir der Stunde würdig! Hüten wir das Wunderwort! Laßt uns nie, nie mehr zerschwämen, was uns wahr geworden ist! Die Verantwortung des Wortes ist die furchtbarste des Lebens. Es wäre uns besser, wir

würden stumm, als daß wir je die Macht mißbrauchten, die im Wort uns wahr geworden. Es wäre uns besser, alle Blätter aller Pressen erschienen weiß und unbedruckt, als daß ein ehrfürchtiges Wort den Teufel in die Saaten täte. Es wäre uns besser, alle Funken verloschen, als daß die Worte „Freiheit“, „Ehre“, die Worte „Opfer“, „national“, die Worte „Deutschland“, „sozial“, „Gemeinschaft“, „Volkverdingung des Volkes“ noch einmal zur Phrasen würden.

Hüten wir das Heiligum! Völker, die das Wort vermögen, die die Tat sind, haben Macht. Sie verwandeln eine Welt.

Völker, deren Worte Schall sind, Buchstaben, gereicht zu Silben, mögen reden; niemand hört sie.

Unser Volk wird wieder mündig. Unser Mund wird wieder Hand. Er ergreift die Geister wieder. Er bewegt die Körper wieder.

Halten wir die Zeichen heilig, die dort zeugen, wo die Ehrfurcht still verstummt! Hügel wir den Menschen mit, daß das freude Gestrir nicht noch einmal Namenloses flüsternd wieder speie!

Wir haben den Buchstaben besiegt! Das Wort, der schöpferische Geist, ist wieder in sein Recht gesetzt. Am Anfang wieder steht die Tat, die Wort geworden unter uns.

Sie werde Brot, dem Volk zur Speise!

Das Mädchen auf der Fähre

Von E. O. Single

Als Silberfäden spinn der Tag die ersten Morgenstunden. Ueber den Strom segelten die Wolken, und ihr Zug stieß mit dem Wasser dahin, als hätten sie einen einzigen stummeligen Weg. Nur die Engelsfähre, die, an einem hochgepannten Seil gleitend, schwarz und riesig auf dem Fluß lag, verdrängte das lichte Bild dieses Pfingstmorgens, der anso, wie von tausend schwebenden Glöckern eingeleitet, und doch so still war wie das Gleiten des Stromes und der Wolkenzug darüber hin.

Hein Kierfen lag noch drüben fest. Er hatte die alten geeierten Bretter saubergeräumt, rings am Geländer ein wenig Grün angebracht, weil später die Leute aus Uffenkamp sich zum Rückgang übersehen ließen, und schließlich das kleine Maststüben, hinter dem der Heilige St. Patrick in einem alten verwitterten Holzschrein thronte, blankgeputzt. Nun lag er, mit diesen Festvorrichtungen zu Ende, auf seinem Bankchen an Steuerbord und rauchte seine kurze Stummelpeife, wie allmorgens, bevor die ersten Fahrgäste sich einstellten.

Die Engelsfähre — kein Mensch wußte übrigens noch, warum sie diesen Namen hatte und wie der trübe Schußhelle dort über dem Wäntchen hierher kam — war kein Geschäft mehr, seit einige Kilometer flussabwärts die Brücke gebaut war, aber Hein Kierfen hatte die uralte Familienpeife behalten, obgleich niemand sich vorstellen konnte, wie er, selbst als lediger junger Burische, auf seine Rechnung dabei kam. Als er eines Tages unter die alte Tafel am Ufer mit den Fahrbrettern für Kinder, Erwachsene, Wagen und Reiter „Autos 1. Klasse“ gemalt hatte, hatten die aus Uffenkamp gelacht und gemeint, da könne er wohl so alt werden wie sein Großvater Knuth Kierfen, und von dem wisse man doch überhaupt nicht, wie alt er geworden sei, bevor hier mal ein Auto durchkäme. Und dann könnte so'n Auto, wenn mal wirklich eins käme, schon eher gleich ins Wasser flut auf seine alte Fähre gehen, meinten die aus Uffenkamp, die nicht viel mehr von Hein Kierfens klapperigem Bretterfaß hielten.

Aber siehe da, an diesem ganz frühen Pfingstmorgen kam ein. Der Heine lag noch immer feuerbord mit seiner Peife und dem riesigen Schwelmer im Gesicht, als drüben der Spektakel losging und eine ungebildete, energiegelbe Autohuppe über den Fluß bellte.

„Die müß'n das man bannig eilig heb'n!“ erhob er sich erkann, beehrte sich aber seinerseits absolut nicht. Der Fluß trug die Fähre. Die Strömung nahm sie auf ihre Arme, still und leicht. Nur manchmal knirschten oben die Rollen auf dem schwarzen Drahtseil. Hein Kierfen hand wie ein Kapitän allein an Deck, und da er mit der Landung drüben dann einiges zu tun hatte, konnte er sich seinen Passagier erst ansehen, als das Auto mit einem jähen, polternden Saß bereits vom Ufer auf die Bretter geprüßt war.

„Morgen!“ sagte er gemessen, und das Mädchen am Steuer unter dem zurückgebliebenen Verdeck nickte, noch wie atemlos von dem Sprung auf die Fähre, worlos seinen Gruß zurück.

„Kofel?“ fragte sie dann schnell mit einer leichten Kühle, die wohl Hein Kierfens hohen Wasserstiefeln und dem Schlapphut galt, und griff neben sich in ein kleines Kofferchen.

Hein war gerade mit einem schwierigen Manöver beschäftigt und überhörte die lauliche Frage. Es galt jetzt, die Fähre halb gegen den Strom vom Ufer wegzubringen. Er blieb noch einen Augenblick an seiner Seilturbel stehen und setzte sich dann auf das Wäntchen unter den St. Patrick, wo noch die Peife lag und überhaupt immer sein Platz war, wenn es nichts Besonderes zu tun gab.

Und im Augenblick war nichts zu tun. Die Fähre glitt langsam ihren Weg zurück. Das Auto mit dem Mädchen stand groß und breit auf dem Wäntchen. Der Fluß schlug kleine plätschernde Wellen gegen den Bug. Im Wasser spiegeln sich bauschig und weiß die segelnden Wolken.

Hein sah auf seiner Bank und hatte plötzlich ein seltsam zwiespältiges Gefühl von Trost und fassungslösem Staunen. Zunächst suchte er einmal ins Wasser, stand dann ruhig auf und ging nach vorne. Aber es klärte sich nichts. Schließlich kam er zurück, stellte den Fuß auf Trittbrett und sagte:

„Eine Marx, Fräulein!“

Aber nun schien übererleits das Fräulein keine Neigung zu Geiprächen über den Fahrpreis zu haben. Sie hatte sich ein wenig aufgesetzt und die Arme nach hinten über die ganze Breite des Polsters aufgestützt. Ihr Haar flatterte ein wie silberner Wimmel im Naden. „Schön ist das, so ein Morgen am Wasser!“ sagte sie und straffte sich.

Hein Kierfen stand noch immer mit einem Fuß auf dem Trittbrett. Er war dem Mädchen nun so nahe, daß er einmal sogar einen Hauch ihres Atems an seiner Wangen spürte. Eigentlich hätte er längst wieder nach vorne gehen müssen, denn sie waren dem anderen Ufer schon auf wenige Meter nahe. Da ließ das Mädchen sich plötzlich zurück auf das Polster sinken, freite mit allen Zeichen eines eben gefassten Entschlusses die langen Handlische von den Armen und gab ohne Umschweife einen kleinen fröhlichen Befehl: „Fahren Sie doch bitte noch einmal zurück!“ sagte sie und machte Anstalten, auszukletten.

Aber da riefen sie schon vorne knirschend auf den Sand.

„Der geht das nicht?“ fragte sie schnell noch einmal, als ihr Fahrmann sich nicht von seinem Platz rührte, und sah diesen mit ihren hellstimmenden Augen, in denen aber auch etwas vom blaugrünen Dunkel des Stromes war, bittend an.

Erst jetzt nahm Hein Kierfen langsam den Fuß herunter und ging hinüber zu seinem Spill. Die Fähre trieb schon etwas ab, weil das Tau nicht gelegt war, und bereits einige Sekunden später glitten sie wieder langsam in den Fluß zurück. Wieder krächzten oben die Rollen auf dem Seil. Die Landsticht war weithin leer, nichts als Himmel, Fluß und die segelnden Wolken.

„Sie dürfen sich jetzt nicht umdrehen!“ rief es wieder fröhlich von der Mitte her, wo der Wagen stand. Und Hein drehte sich nicht um. Er stand, die Hände auf die Kelling gelegt, neben dem kleinen Holzschrein, in dem St. Patrick legend seine Hände breitete, und harrete über den Fluß. Er mußte, was da hinter ihm geschah. Er hatte es nicht sofort begriffen, aber nun mußte er es. Er hörte, wie nach einer Weile der Wagenstiel auf sie fiel, wie das Mädchen mit nackten Sohlen über die Wöhlen ging und gleich darauf mit einem kleinen jauchzenden Aufschrei ins Wasser sprang. Aber auch da rührte er sich nicht.

Lange stand er so, während die Fähre unter ihrem Seil dahinglitt. Es war ein dumpfes, bobrendes Gefühl der Demütigung des Verhöhlens in ihm, das ihn gepackt hielt eigentlich von dem Augenblick an, da das Mädchen mit seinem Wagen den übermütigen Sprung auf seine Fähre getan hatte. Gleichzeitig aber tobolde durch sein schweres Frielesblut ein vridelndes Lichtlein, ein kleines schwindelndes Taumeln, vor dem er, als die Schwimmerin jetzt prubelnd gerade vor ihm auftauchte und sich mit einer schmalen, sonnengebräunten Hand an den Wöhlen festhielt, die Fäuste hart um das Holz der Brühung preschte.

„O bitte, so helfen Sie mir doch!“ hörte es lachend vom Wasser her, und ein schlanker brauner Arm streckte sich zu ihm empor.

Hein Kierfen sah die Hand. Er hob die leichtste Last zu sich heraus, wie man ein fremdes, gleichgültiges Etwas aus dem Wasser fischt. Als sie aber nun vor ihm stand, im knappen Trikot von hellgrüner Wolle, sah hohen, schlanken Weinen, in den Hüften so schmal, wie er nie bis dahin ein Mädchen gesehen hatte, und ihm mit einem tiefen, wohligh erschöpften Aufatmen zum Dank

für seine kleine Hülfeleistung noch einen Augenblick die Hand ließ, da ging er wie in einem silbernen Nebel von ihr fort nach vorne zum Bug, der eben wieder am Ufer auf den Sand stieß.

„Wozu man nur schon Tid-for die Uffenkamp! Wat mach' ich denn mit so'ne nackte Derm die?“ führte er ein kleines entsetztes und bitteres Selbstgeprüß und löste sich erneut nach der Flussmitte zurück. Diesmal machte er aber doch weiter seine Umstände mehr, sondern setzte sich einfach auf seine Bank, dem Auto gegenüber, auf dessen Trittbrett sich inzwischen auch das schmale Wesen im grünen Badeanzug niedergelassen hatte und in die Sonne blinzelte.

„Sie sind mal ein Vär!“ rief das Mädchen plötzlich erhob von dem wortlosen Einandergesichtern und trippelte ungeduldig mit den nackten Füßen auf den Boden.

Darauf sah sich der Heine das vom Himmel gefallene blonde Wesen noch einmal ganz genau an; er war jetzt aus guten starken Duelleen gegen den verwirrenden Zauber gefeit, der ihn gerade eben noch fast ein wenig unsicher auf den Weinen gemacht hatte, stand auf, nahm seinen riesigen Schwelmer vom Kopf und kühlte ihn über das Maststüben, hinter dem St. Patrick thronte.

„Wissen's Fräulein, es ist man bloß wegen die Schenerlichkeit. So'n alter Veltiger der schämt sich nämlich, überhaupt wo heute doch man so'n bißchen Feiertag ist!“

Sprachs und drehte dem grünen Nixenwesen den breiten Rücken zu.

Was weiter hinter ihm geschah, sah er nicht mehr. Der Saß aber, mit dem der große Wagen bald darauf an ihm vorbei auf dem Strand sprang, war nicht weniger waggallig und überflüht, als der vor einer halben Stunde drüben am anderen Ufer.

Damit hätte Hein Kierfens wunderliches Abenteuer ja nun wohl sein Ende haben können. Er schaukelte seinen alten Bretterfaß wieder vom Ufer los. Das verlorene Fahrgeld rechnete er irgenbun auf gegen eine grimmige Benutzungsliste, die ihn ob dieser wohlgeklungenen Abfertigung erfüllte. Der Wind hatte den Himmel von den letzten Wolken freigeweht. Hinter der niederen Uferhöhe tönte eine einzelne Glucke in immer gleichen schnellen Schlägen. Hein fuhr hinüber und herüber, obwohl nirgend ein Fahrgast abzuholen war. Allein das Auto stand noch immer drüben etwas vom Ufer ab, und so oft er es wieder erblickte, freute ihn das seht. Nur zum Zurückwinken konnte er sich nicht bereisfinden. Denn das Autofräulein winkte seht. Er sah es deutlich.

„Nee“, hielt er wieder eines seiner Selbstgeprüße, „dat geit ja nu nich, dat hem if ja nu all'nug mit züber un nüber un mit die Wadenanstalt!“

Aber das Winken wurde immer heftiger und dringlich, und weil er schließlich das entgangene Fahrgeld doch niemals ganz verkommen hatte, legte er am Ende noch einmal an. Er konnte dies ja nun wohl auch ohne Bedenken tun, denn was da drüben stand, war ein mairlich ansehnliches junges Mädchen im hellen Sommerkleid, das einen kleinen, wohl eben gepflegten Blumenstrauß in der Hand hielt und geduldig wartete, bis das Tau gelegt war und die Fähre festlag.

Was aber nun weiter sich ereignete, das brachte den Heine noch weiter außer Fassung als alles, was schon sonst an diesem Morgen an Wunderlichem geschehen war. Das Mädchen ging still und ohne ihn anzusehen an ihm vorüber zu jener kleinen Bank, über der alte St. Patrick seinen Platz hatte, öffnete ohne große Mühe das Maststüben und legte ihr kleines Margaretenträufchen hinein.

Hein Kierfen fand später noch zwei große Silberstücke bei dem beschriebenen Blumengebilde. Das war viele Tage danach erst, und die Margareten waren längst verweilt. Er hätte aber auch obnebies diesen Pfingstmorgen und das Mädchen nun nicht mehr vergessen.

Die deutsche Ostmark

Ein Gang durch ihre Geschichte, Landschaft und Kultur

Zur Pfingsttagung des VDA. in Königsberg

Vorurteile und Tatsachen

Die Kenntnis von der Bedeutung Ostpreußens ist nur einem kleinen Teil unseres Volkes eigen. Es ist richtig, in diesem vom Mutterland künstlich getrennten Gebiete, das zu durchfahren in west-östlicher Richtung immerhin vier D-Zugstunden, in nord-südlicher Richtung drei Zugstunden benötigt, die wichtigste Kornkammer Deutschlands zu sein. Aber vollkommen irrig, damit die Bedeutung der deutschen Ostmark für das Deutsche Reich, seine Geschichte und Kultur auch nur zum größeren Teil erkannt zu haben. Vor allem der Ost- oder Westdeutsche, der älteren Kulturboden seine Heimat nennt, ist leicht geneigt, Ostpreußen vom Reich aus als Kolonisation, „Provinz“ zu sehen, als einen Teil des Reichs ohne bodenständige Kultur. Siderlich ist die östliche Teil Deutschlands — heute nur noch ein kleiner Teil des ehemals bis Riga, dem heutigen Mittelpunkt des lettischen Kulturkreises, reichenden mächtigen Staates des deutschen Ritterordens — von härteren Wintern betroffen als andere Teile des Reichs und auch ärmer; doch hat gerade der Kampf um die Behauptung der deutschen Kultur seit der Ordenszeit gegen andringende Polen und Russen vor allem hier einen Kulturkreis von eigener Prägung geschaffen. Und so unhaltbar die heutige politische Lage nicht zuletzt dem erscheinen muß, der das Land bereist, so legt sich ihm heute wieder härter als vor dem die Bestimmung auf die eigene bodenständige Kultur auszuwirken; gerade durch die äußere Trennung vom Reich.

Der deutsche Ritterorden

bestimmt auf lange Zeit die Geschichte der deutschen Ostmark. Trotz des frühen Untergangs des Ordens hat ihm Ostpreußen sein eigen-kulturelles Gesicht zu verdanken. Wissen wir auch aus Grabfunden, daß hier schon früh Germanen lebten, daß früh ein lebhafter Handel mit dem damaligen Weltzentrum Rom gepflogen wurde — zahlreiche römische Münzen bezeugen dies, gegen preußisches Gold, den Bernstein, von den Fremdlingen erhandelt — so beginnt doch die politische und damit deutsche Geschichte für das Bernsteinland mit dem Vordringen des deutschen Ritterordens, der im Anfang des 13. Jahrhunderts seine Haupttätigkeit von Palästina nach dem Weichselgebiet zu verlegen begann. Mehr als andere Teile des Reichs ist die Ostmark bis in den großen Weltkrieg hinein Schicksal, viele Herrscher und Völkerwanderungen hat es erlebt; mächtig ist der Kulturwille des Ordens gewesen, wenn er, trotz aller Mühen und aller Verwüstung die Zeichen seiner bedeutendsten Zeit in seinen Burgen und Stadplananlagen bis heute bewahrt hat!

Es war der Gehalte des Thüringer Hermann von Salza, des ersten Hochmeisters des Ordens von Bedeutung, den Osten zu ziehen. Der Pole Konrad von Masowien rief gegen die aufständigen Pruzzen, die Urbewohner des Landes, zu Hilfe. Vom linken Weichselufer stießen die Ordensherren Schritt für Schritt ins Innere des Landes vor, an wichtigen Plätzen feste Stützpunkte bauend, meist Pfalzburgen, in deren Schutze sich schnell Siedler niederließen, die Stadtrechte erhielten. Der Ordensmeister Hermann Balk gründet früh Thorn, Marienwerder und Elbing. Königsberg verdankt Name und Entstehung König Ottomar 2. von Böhmen, mit dessen Hilfe das Samland erobert wurde, das sich nördlich des Pregel halbinselartig zwischen den Nebenflüssen in die Dniepr vorschiebt. Doch schon 1260 erhebt sich abertausend das freiheitsliebende Volk der Pruzzen, dessen heldenmütiger Kampf unter seinem tapferen Führer Heinrich Monte — dieser war trotz christlicher Erziehung Preuze (Pruze) geblieben — uns höchste Achtung abnötigen muß. Kampf ist hier Geschichte: Russen und Litauer werden zurückgeschlagen, der Führer der Samländer muß eines unruhlichen Todes sterben. Nun herrschen feste Burgen des Ordens von der Weichsel bis zur Düna. Wie eine merkwürdige Ruhepause mutet es an, wenn das bisher dänische Ostland mit Meval nicht durch Kampf, vielmehr durch Kauf an den Orden fällt. Und schon 1280 wieder müssen die Litauer in furchtbarem Kampf zurückgeschlagen werden. Unter Winrich von Kniprode steht der Orden im Zenit seines Ruhmes und seiner Macht.

Zugleich trägt der Ordensstaat die Keime des Niedergangs in sich: Seine eigentliche Aufgabe der Christianisierung ist zum größten Teil vollendet, der nationale Eigenwille der Völker regt sich. Zugleich wollen die Kräfte der Welt sich ändern. Ein geringfügiger äußerer Anlaß führt zum Entschlußskampf: 1410 unterliegt Ulrich von Jungingen bei Tannenberg den Litauern. Durch den Frieden zu Thorn fällt die Marienburg, der Sitz des Hochmeisters, in fremde Hände, Kaffir von Polen zieht in Danzig ein, Thorn, Elbing und das Ermland gehen verloren. Königsberg, der neue Sitz des Hochmeisters Heinrich von Plauen, wird erster Bischof der pol-

nischen Krone. Eine neue Zeit, die der Städte und des späteren weltlichen Herzogtums, bricht an. Lebende Zeugen vergangener Größe sind bis heute

die Ordensburgen.

Grundriß und innere Einrichtung lassen die Bedeutung der einzelnen Plätze erkennen, zugleich geben sie uns einen Einblick in den inneren Aufbau des Ordens, in das Geheimnis seiner Macht. In der Spitze stand der Hochmeister; sein Sitz war die Marienburg. In nahezu 1000jähriger Arbeit wurde das Schloß nach vorhandenen Dokumenten im Stil der Blütezeit wiederhergestellt. Die riesenhafte Anlage der Burg, die in der Organisation eine Art Verwaltungsstadt des Ordens darstellt, — hier hatten fast sämtliche „Ministerien“ des damals bestehenden deutschen Staates ihren Sitz — ist zugleich das bedeutendste Dokument einer hochstehenden Baukunst; in der Farbenpracht der Innenräume, den feierlich aus schlanke Säulen wachsenden Rippen, die sich über das Deckengewölbe hinweg, an arabische Baumweise erinnern. Tatsächlich sagt uns diese Baumweise vom inneren Aufbau des Ordens und seiner Stärke, die anfänglich im Amtum erobert konnte, als sie hier an Prinzipien scheitert. Neuem weichen mußte. Ein Gang durch die glänzenden Räume des Hochmeisters, den Sommerreiter, die Winterreiter, — sie wurden durch warmes Wasser geheizt, das in Röhren unter dem Fußboden entlang lief —, Krankensäle für die Verwundeten und die im Unterbau befindliche Küche erzählt, daß hier in alljährlichen Versammlungen der über das ganze Land verstreuten Komturen und Landmeistern Redenschaft vor dem Hochmeister abgelegt werden mußte. Die Kraft dieses mächtigen Staates beruhte auf einem wirksamen Beamtenum, das von den Rittern selbst gestellt wurde. Auf dem vierfachen Gelübde des Gehorsams, der Armut, der Keuschheit und des Kampfes gegen die Ungläubigen ruhte die Macht des Ordens; in dieser Bestimmung war aber zugleich nach der Durchführung der Christianisierung ihr Untergang beschlossen. Laien und dienende Brüder wurden zur Verwaltung und zur Krankenpflege herangezogen. Die Ritter selbst bildeten lediglich eine führende Schicht, eine Art Aristokratie der Führung, während das Heer selbst meist aus Söldnern bestand.

Die Stadt Marienburg bildet mit ihren mittelalterlichen Häusern, die an einer breiten, markantesten Straße sich hinziehen, vom durchgehenden Laubgängen unterbaut, eine Lebenswirklichkeit für sich. Heute ist Marienburg der Hauptziehungspunkt für den Pfandfahrer, hier ist Anfang oder Ende einer Pfandreise. Man sollte sich diesen Punkt bis zuletzt aufsparen, gibt es doch viele Stimmen, die die Marienburg als einen Höhepunkt der gesamten deutschen Kultur bezeichnen. Man sollte vom Reich aus den Seeweg benutzen und über Pillau, Ostpreußens Kriegshafen und Königsbergs Vorhafen, nach Ostpreußens Hauptstadt kommen. Hat diese viele Ueberraschungen bietende Stadt auch seit ihrer Gründung manche Wandlungen erfahren, der Kern ihres Bestandes geht ebenfalls im wesentlichen auf die Ordenszeit zurück. Schon weicher greift der Holz Turm der Burg, um den sich im Laufe der Zeit bedeutende Bauten geordnet haben. In den Ordensräumen beherrschen wir das Ordensarchiv, das in riesigen Eichenkassentüren ungeheure Flächen bedeckt. Neben der kleinen Kapelle befindet sich eine Wäpelerle, von der es nur einen kleinen Durchblick in die Freiheit gibt: das Auge des Gefangenen trifft unmittelbar auf den Altar zur Mahnung und Befreiung.

Fast alle heutigen Städte Ostpreußens sind Ordensgründungen. Nur ganz wenige verdanken ihre Entstehung der Initiative Friedrich Wilhelm I., der neben Herzog Albrecht, dem Königsberg seine Universitäts „Alberina“,

die Bibliothek und die hauptsächlichsten Kunstschatze verbandt, der wichtigste Vorrat für Ostpreußen wurde. Damals hatte Ostpreußen schon längst aufgehört, selbständiges Herzogtum zu sein.

die Bibliothek und die hauptsächlichsten Kunstschatze verbandt, der wichtigste Vorrat für Ostpreußen wurde. Damals hatte Ostpreußen schon längst aufgehört, selbständiges Herzogtum zu sein.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.



Königsberg: Die Dominsel mit dem Dom und der alten Universität, an der Immanuel Kant lehrte. Aufnahmen: Rupp (4), Führer-Krabb (1)

Schönheiten des Ufers auf. In beträchtlicher Höhe führen waldige, gepflegte Fußwege um weite, sich ins Land erstreckende Schluchten. Merkwürdig verbindet sich mitteldeutscher Bergwald mit weicher Seeicht und typischer Strandschlucht. Wundervolle Motive locken den Maler, im Dnieprbad Rauchen zeigt die Ausstellung „Das Samland“, daß hier ansässige Maler sich um künstlerische Ausdeutung dieser einzigartigen Natur und ihrer Menschen bemühen.

Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele festsetzt, schreibt Wilhelm von Humboldt, als noch fast kein fremder Fuß die Nehrungen betritt. Eine Landschaft der unendlichen Ruhe! Düne, Haß und Meer — Erde und Wasser sind eins. Luft und Wolken in steter, wechselnder Bewegung. Wie ein Fremdkörper schiebt sich das bewaldete Schiff ins Meer, fremd, fast erschreckt von einer Welt, die Afrika Sahara in der Vorstellung ahnen läßt, gleitet das Boot an der langen Kette der Sandberge vorbei. Man ist verwundert, daß das Schiff am unwirtlichen Lande anlegt: Koffen schiebt sich, zwar nicht unmittelbar von den wandernden Dänen bedroht, doch aus Haß, Fischerboote schwanken am Sieg. Mit den Tafen, die den Fremden alle Wünsche zu erfüllen versprechen, schwindet die Einmaligkeit des Erlebten, doch wenige Schritte von den menschlichen Behagungen dehnt sich neue Sandeinflamkeit. Im Norden rauscht beruhigend die See, in unheimlicher, gefährlicher Stille plätschert das Haß.

Majuren! Dunkel der Name, unendlich schwarz die Wälder, die hochstämmig bis an das sich überall öffnende Wasser der unzähligen Seen reichen, schweigend die Menschen.

Von Löben, dessen Weite Boyen und sein heldenmütiger Verteidiger im Nissenkampf 1914 eine wichtige Rolle spielten — das einzige Kriegsmuseum dort aus dieser Zeit berichtet vieles Unglaubliche aus der Schreckenszeit des Russeneinfalls — vom idyllisch am Döwentinsee liegenden Löben führt das Dampfboot immer tiefer in die Majuren: Nikolaiken, das Zentrum des Maränenhandels taucht auf, von einem schlanken, fremdartigen Wasserturm überragt. Immer dunkler wird das Wasser, immer dichter tritt der Wald aus Ufer, immer fremder klingen die Namen: Kubcann, der Mittelpunkt der Majuren ist erreicht.

Ursprünglich saßen auch hier in der Wildnis die Ureinwohner des Landes, die Pruzzen. Einwandernde Polen vermischten sich früh mit ihnen, es entstand ein vollkommen in sich geschlossener Sprachkreis. Und es ist in jeder Beziehung irrig, die heutigen Majuren etwa mit Polen oder Russen in einen Topf zu werfen. Auch hier hat die deutsche Kultur festen Fuß gefaßt, und trotz vieler Eigenarten der Sprache und Sitten, die dieser Landstrich bis auf den heutigen Tag bewahrt, stimmte auch hier 1920, wie das Abstammungsbuch in Allenstein berichtet, der überwiegende Teil der Bevölkerung für Deutschland. Ihre Abstammung ist den Bewohnern heute noch anzusehen: ausgesprochen slawische Gesichtszüge wechseln mit germanischem Einschlag.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Die Bevölkerung Ostpreußens ist mit der Landbevölkerung eng verbunden: der größte Teil der Bewohner findet in Natur und Boden Nahrung und Erwerb: Bauer, Fischer, Getreide- und Holzhandlung stehen im Vordergrund.

Herzogtums Preußen wurde. Das Herzog Albrecht, durch dessen kluge Politik Ostpreußens Selbständigkeit gewahrt blieb, in seinem hohen künstlerischen und seinem tiefen um die Bedeutung eines kulturellen Zentrums zugleich der erste großartige fürstliche Auftraggeber für bedeutende, bleibende Kunstdenkmäler wurde, ist eine besonders glückliche Zügung für Ostpreußen.

Die Erweiterung des Schloßes, die in ihrer einfachen Schönheit für das Kunstverständnis des Herzogs zeugenden sog. Albrechtssteile, führte Nürnberger Künstler nach dem Osten. Die neue Basis für das Herzogtum wurde der Protestantismus: die Schule Cranachs und Dürers hand auch mit Königsberg in Verbindung. Die Gegenüberstellung des Alten und Neuen Testaments in einem wundervollen Gemälde Lukas Cranachs in der Kunstsammlung des Schloßes legen Zeugnis hierfür ab. In ähnlicher Weise wurden weltliche bedeutende Namen am Königsberger Hof beschäftigt.

Ostpreußen selbst hat wesentlichen Anteil der Weltbedeutung deutscher Kultur und deutschen Geisteslebens. Hier schuf Kopernikus das moderne Weltbild: in deutscher Erde, im Dom zu Frauenberg am Frischen Haß, liegt er begraben. Der Name Kant ist mit der Königsberger Universität aufs engste verknüpft. Und es mutet uns selbst an, daß auch Hindenburg, dessen oberste Lebensaufgabe Pflichtbewußtsein hieß, nun auch in ostpreußischer Erde beigesetzt ist.

Unzählig sind die Namen, die östliche Erde uns geschenkt, die entscheidende Jahre ihres Lebens im Osten verbrachten: Herder ist im kleinen Möhringen geboren, wurde Schüler Kants in Königsberg, später Pfarrer in Riga. Die deutsche Romantik ist durch E. T. A. Hoffmann mit dem Namen Königsberg verknüpft, Kierkegaard schrieb dort in längerem Aufenthalt entscheidende Werke. Hermann Sudermann, dessen Zeitnamen lange Jahrzehnte in aller Welt aufgeführt wurden, ist ein ostpreußisches Kind und Felix Dahn hatte Königsberg zur Wahlheimat ertoren. Heute ist Agnes Wiesel, die in ihren Werken in seltener dichterischer Schärfe die Geschichte des Ritterordens festgehalten, für den kulturellen Bestand des deutschen Ostens von höchster Bedeutung. Viele andere Namen, die mit dem Osten verbunden sind, stehen in der deutschen Literaturgeschichte an erster Stelle.

Von geringerer Bedeutung wurde der deutsche Osten für die Geschichte der deutschen Musik. Doch hat die Entwicklung des deutschen Sololiedes Heinrich Albert, einem Vetter des großen Heinrich Schütz, und dem Freunde Simon Dach's, Entschieden zu verdanken. Er war lange Zeit Organist am Königsberger Dom

Was es nur in Ostpreußen gibt

„Einer der wenigen Rohstoffe, über die das Deutsche Reich unter allen Ländern der Erde fast ausschließlich verfügt, ist der Bernstein.“ Palmeniden im ostpreußischen Samland besitzt das einzige Bernsteinmeer der Welt. Die Gewinnung geschieht heute zu 910 durch Tagbau. Die bernsteinhaltige „Blaue Erde“ liegt hier nur 7 Meter unter dem Meerespiegel. Die Verwendung des wertvollen Gesteins wird immer mannigfaltiger. Es wird in erster Linie zu Schmuck verarbeitet; geschmolzener Bernstein wird zu Bernsteinöl, das zu Seife und Imprägnierung verwendet wird. Bernsteingefäße sind für die Medizin von größter Bedeutung; da Bernstein das Blut nicht gerinnen läßt, werden Gefäße aus Bernstein zu Bluttransfusionen verwendet. Schließlich gewinnt man aus Bernstein — Kunstseide. — Das Alter des Steins wird auf drei Millionen Jahre geschätzt.

Der Name Mofitten hat internationale Bedeutung. Die Vogelwarte, von Prof. Thienemann gegründet, hat Freunde in aller Welt. Sie dient der Erforschung des Vogelfluges, ist also lediglich Beobachtungszentrale, und nicht Vogelzuggebiet.

Mofitten besitzt die wichtigste Segelflugschule Deutschlands. Bei günstigen Windverhältnissen fliegt man die riesigen Vögel über den Dänen funktvolle Kreise ziehen. Im Sommer finden Segelflugschulen statt, die an diesem östlichen Punkt Deutschlands junge Deutsche aus allen Teilen des Reichs zu erstem Studium vereinen.

Das Königsberg ein wichtiges deutsches Kulturzentrum ist, beweist auch die Tatsache, daß es die größte Buchhandlung Europas besitzt. Seine Bedeutung als Handelsstadt beweisen die riesigen Getreidespeicher am Hafen, die zu den größten Europas zählen.

Von den wichtigsten Fremdenplätzen der Kurischen Nehrung führen Pferdewagen, von Kundigen geführt, ins Elbgebiet. Wer die mächtigen Tiere dort oben in der freien Natur beobachten konnte, wenn sie plötzlich fremd den Menschen mit großen, dunklen Augen anschauen, der wird sich als Eindringling in eine Welt fühlen, in der andere Gesehe herrschen als die des Menschen. Wer den Elch gesehen, der hat Ostpreußen erlebt! S. N.



Ordensburg Marienwerder



Ostpreußisches Bernsteinmeer



Majurenlandschaft



Samlandsteilküste

Kulturelle Bindungen

Es ist natürlich, daß Königsberg seit der Ueberrückführung des Ordenshochmeisters von der Marienburg herüber immer mehr auch zum kulturellen Mittelpunkt des

Besuch im Olympischen Dorf

Wie die Nationen wohnen werden — Die „Boys“ des Olympischen Dorfes — Küche aus 38 Ländern
Was das Gemeinschaftshaus bietet — Ein eigener See wird angelegt

Heute schaffen 600 Arbeiter am Olympischen Dorf, in kurzem werden es bereits 1800 sein. Eine Stunde reicht kaum aus, um alle die Stellen, an denen gearbeitet wird, auch nur flüchtig zu durchsehen. In Tausenden von Jüngen hat eine Feldbahn einen kleinen Berg abgetragen, und noch immer rollen ihre Wagen unermüdet durchs Gelände, Wohnhäuser wachsen wie Pilze aus dem Boden, alle Wege sind von Baumaterialien eingestäubt, und dazwischen sind schon die Gärtner am Werk, um aus staubigen Sand fettige grüne Rasen und landschaftliche Zäunlein hervorzuzaubern...

Das Olympische Dorf wird eine Siedlung werden, wie es sie bisher noch nirgends gegeben hat. Es wird einmal ein Begriff sein, der jedem Deutschen und der ganzen Welt vertraut ist, zunächst aber muß noch erklärt werden, daß das entstehende Dorf der Wohnort der Kämpfer aus etwa 38 Nationen sein wird, die im Sommer nächsten Jahres zur 11. Olympiade nach Berlin strömen. Deutschland erwartet etwa 4000 an den Spielen teilnehmende Gäste, — 1932 in Los Angeles waren es nur etwa 1500! —, über 3200 von ihnen werden in dem eigens für sie erbauten Dorf wohnen und dort Bedingungen finden, wie sie ihnen kein Luxushotel besser bieten kann. Gastgeber ist die deutsche Wehrmacht. Sie erbaut das Olympische Dorf auf dem bekannten Truppenübungsplatz Döberitz, etwa eine halbe Autostunde von Berlin an der großen Autostraße Berlin-Hamburg.

Nun wollen wir uns etwas genauer darin umsehen, denn wenn auch heute erst die Grundanlage fertig ist und nur wenige Bauten schon stehen, so ist doch bereits jede Einzelheit klar und festgelegt, und das fünfjährige Leben der Olympiatämpfer in ihrer Siedlung ist schon bis auf Kleinigkeiten durchdacht.

Da kommt also etwa im Juli 1936 eine Ländermannschaft auf dem Bahnhof an, wird vom Oberbürgermeister empfangen und fährt dann im Auto hinaus in die Marl. Vor dem Eingangsbau des Olympischen Dorfes weht die Heimatlage der Mannschaft am Mast, ihre Nationalhymne erklingt, die fremden Gäste sollen schnell das Gefühl haben, hier daheim zu sein. Ihr Führer erhält die Schlüssel der von der Mannschaft bewohnten Häuser, und nun sind die Amerikaner oder Finnen oder Franzosen „zu Hause“. Niemand spricht ihnen mehr etwas in ihre Lebensweise hinein, aber jeder gewünschte Dienst wird ihnen geleistet.

Die Wohnhäuser, die die Mannschaften beziehen, liegen ganz im Grünen, sind in der Architektur denkbar schlicht, aber einladend und wohllich. Im allgemeinen enthält ein Haus 12 Gästezimmer mit je zwei Betten, einen gemeinschaftlichen Wohnraum, eine Waschküche und Toilettenanlage, einen Messsaal und eine Küche für zwei Stewards. Den Ehrenplatz bei den Kämpfern versehen 150 deutsche Jungens im Alter von etwa 15 Jahren, die jetzt schon für diese Aufgabe die wichtigsten Fremdsprachen lernen. Sie sind die „Boys“ des Olympischen Dorfes. Jeder Mannschaft steht auf Wunsch ein Offizier der Wehrmacht zur Verfügung, eine Ueberwachungsstelle bereits gegeben, daß für alle erforderlichen Sprachen Herren da sind. Sie stehen kameradschaftlich mit Rat und Tat den Sportlern in allen Fragen zur Seite.

Der größte Bau im Olympischen Dorf ist das Wirtschaftsbau. Dort nehmen die Kämpfer ihre Mahlzeiten ein, und zwar bringt jede Mannschaft ihren eigenen Koch mit, der nur anzufordern braucht, was er für seine Leute an Lebensmitteln wünscht, um es sofort geliefert zu erhalten. Der Japaner, der Indier, der Chinese — sie werden keine kulinarische Besonderheit ihres Landes, an die sie gewöhnt sind, entbehren müssen. Daß alles Notwendige da ist, dafür wird der Norddeutsche Pfund sorgen, dem wegen seiner großen Erfahrungen bei allen Völkern die Oberleitung des Küchenbetriebes übertragen wurde. 38 Küchen mit Platz für 190 Köche und 38 Speiseküchen werden es erlauben, jedem Sportsmann jede gewünschte Speise zu jeder Tages- oder Nachtzeit vorzusetzen. Denn die richtige Ernährung ist für die Erzielung von körperlichen Höchstleistungen von größter Bedeutung.

Für das gesellige Leben im Olympischen Dorf sorgt das Gemeinschaftshaus. Hier gibt es Kino, Theater, Kabarett und andere Unterhaltung, hier ist auch Gelegenheit zu größeren Zusammenkünften, soweit sie nicht draußen im Freien auf dem ebenfalls vorhandenen Tischtennisplatz stattfinden. Ein Pavillon mit Bar für alkoholfreie Getränke und eine Kaffeeterrasse sorgen weiter für Abwechslung.

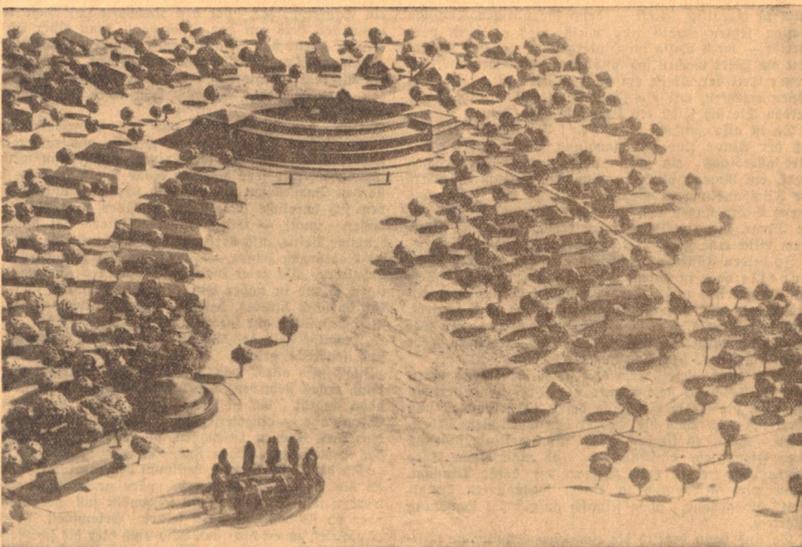
Das Olympische Dorf besitzt selbstverständlich ein eigenes Postamt, das zwei Telephonzentralen für 550 Anschlüsse hat. Im Eingangsbau des Dorfes haben die Attaches jedes Landes ihr eigenes Büro, im selben Gebäude sorgen fünf Läden dafür, daß die Olympischen „Einwohner“ ihren notwendigen Bedarf decken können. Eine Bankstelle ist da und eine Gewärfabrikation und Zollstelle, ein Schneider- und Friseurgeschäft, eine Sportartikelhandlung und ein Laden für Schreibwaren und Andenken. Wer in die Stadt will, dem steht vor dem Olympischen Dorf ein Autopark mit 200 Wagen zur Verfügung. Platz zum Parken haben 700 Wagen.

Wichtiger als die Unterhaltung sind für die Olympischen Gäste die Möglichkeiten, sich körperlich vorzubereiten und zu erholen. Diefem Zweck dienen eine große Turn- und Schwimmhalle, die mit den modernsten Geräten ausgestattet sind, ein 15 000 Quadratmeter großer Sportplatz mit Asphaltbahn und einem Fußballplatz. Außerdem ist noch ein 6000 Quadratmeter großer Waldteich angelegt worden. Weder an diesem Teich noch in der

Schwimmbasse werden die Finnen ihre Dampfbadanlage vermissen.

Mit welcher Liebe die Wehrmacht diese Siedlung angelegt, das geht vor allem aus der geradezu rührenden Sorgfalt hervor, mit der auf die landschaftliche Schönheit des Olympischen Dorfes geachtet wird. Hunderte von Bäumen wurden sorgfältig umgepflanzt oder, teils von weither bestellt, neu eingepflanzt. Ein Hügel wurde abgetragen, da er das ganze Bild gestört hätte. Vor allem aber wird heute schon alles getan, um auf dem unfruchtbaren märkischen Sand die schönsten und saftigsten Rasenflächen zu schaffen. Ein unerbittlicher Vernichtungsfeldzug soll auch die letzte Wäde ausrotten, der es einfallen sollte, gerade in diesem Dorf Wohnung zu nehmen. Sogar die Möglichkeit eines Waldbrandes wurde ins Auge gefaßt, darum futschiert heute schon im Olympischen Dorf eine rotleuchtende, gemütlche Feuerprize umher, die vorläufig den friedlichen Zweck hat, täglich Hunderte von Bäumen zu begießen. — Mit Schmunzeln deutet der Kommandeur des Olympischen Dorfes an, daß man so gar ins Auge gefaßt hat, allerlei erfreuliches Tiervolk hier anzusiedeln, besonders schöne Vögel, Kaninchen, und was sonst eines Sportsmannes Herz erfreuen könnte.

Es wird ein kleines Paradies werden, dieses Olympische Dorf. Nur eines wird daraus vertrieben sein, die Frauen. Im Juni 1936 wird das Dorf für die Besichtigung durch die Öffentlichkeit freigegeben sein, das ist für die Damen die einzige Gelegenheit, es zu betreten. Nach den Olympischen Spielen wird in das Dorf die Wehrmacht einziehen. Der Kommandeur des Truppenübungsplatzes Döberitz freut sich heute schon über diese Aussicht. Denn ein schöneres Truppenlager hat es noch nie gegeben. Fred Hagenmeyer.



Modellbild eines Teiles des olympischen Dorfes: Im Vordergrund der Tischtennisplatz, im Hintergrund die Wirtschaftsbau.

75 Jahre

Von Carl Sieding, stellvertretender Führer und Oberturnwart der DT

Die Wiege der deutschen Turnerei steht in der Berliner Hafenstraße und die Geburtsstätte der Deutschen Turnerschaft, die nicht nur der größte Turnverband Deutschlands, sondern auch zahlenmäßig der größte Turn- und Sportverband der ganzen Welt ist, befindet sich in Coburg. Vor 75 Jahren wurde die DT in den Mauern dieser Stadt gegründet und Coburg, das einst durch den Weiblichkeits Landesfürsten in dem Ruf stand, „daß ihm des Vaterlandes Wohl und die Förderung des deutschen Wesens besonders am Herzen liege“,

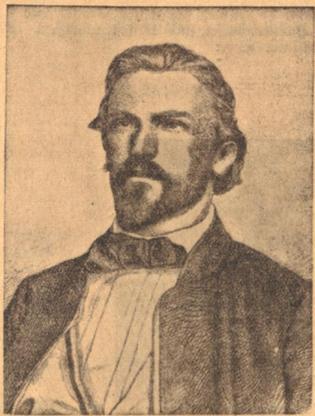
deutsche Turntag stattfand. Waren es aber damals im Jahre 1860 1000 Turner und „Feuerwehrleute“, die in Coburg einzogen, so werden es zu Pfingsten so viele werden, daß die Feststadt sie kaum wird erfassen können. Seit dem Niedergang Preußens und seiner Wiederauf-erhebung 1813 wirkten Jahrs Jünger für die Einheit Deutschlands. Trotz der ungelassenen Turnperre und der Blutopfer der Turner im Jahre 1848 ruhte niemals das Verlangen der Turner nach einem Bunde, aber erst im Jahre 1860 erging der erlösende „Ruf zur Sammlung an alle deutsche Turner“.

zu großen Taten befähigt und daß all unser Streben umsonst ist, wenn nicht zu der turnerischen Arbeit auch turnerischer Geist im Sinne der hohen Ueberlieferung aus den Jahren der Gründungszeit hinzukommt.

Daß dieser deutsche Turnergeist von 1860 noch heute in den Reihen der Turner lebendig ist, das werden die Pfingsttage in Coburg beweisen. Von der kleinsten Zelle in der DT an, von der Wiege her wissen wir, daß nicht das stolze, glänzende Wort allein etwas gilt, sondern lediglich der turnerische Einsatz. Daher waren auch zu allen Zeiten immer die stillen, bescheidenen Turner diejenigen, die die größte Aufbaubarkeit leisteten, die weniger das Wort übten, dafür aber immer da waren, wenn sie zu befristeter, ernster Stunde, wenn sie zur Arbeit gerufen wurden.

Auch Coburg ruft wieder zur Arbeit. Der „Deutsche Turntag“ wird sich mit dem neuen Grundgesetz der DT befassen, in dem vor allem das Führerprinzip verankert werden wird, und der Führer der DT, Reichsportführer von Schammer und Osten, wird in grundsätzlichen Ausführungen über den Einsatz deutscher Turner und Turnerinnen im Reichsbund für Leibesübungen sprechen.

Wohlan, Coburg soll wieder Prüfstein der Treue und Verehrtheit sein mitzuhelfen am Werke des Aufbaus. Wir wollen in den für uns Turner begehrigen Mauern Coburgs den Dank abhalten für die Opfer und die Arbeit, die unsere Turnväter der guten Sache geleistet haben und in feierlicher Stunde die Hände zusammenschließen in einem Schwur der Treue, zusammenzutreten heute und immerdar für Turnerschaft und Reichsbund, für Führer, Volk und Vaterland.



Theodor Georgii, der erste Führer der Deutschen Turnerschaft.

rüftet sich, die Deutsche Turnerschaft in den Pfingsttagen festlich zu empfangen. Es muß wohl dieser Stadt in dem anmutigen Waldal Frantens die besondere Kraft innewohnen, die Geister anzuloden, um für sie Ausgangspunkt großer deutscher Taten zu sein. Auf der Höhe Coburg, der „fränkischen Leuchte“, hatte einst ein Martin Luther Kräfte zu neuen Taten gesammelt und hier sein gewaltiges Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ geschaffen, wofür ihm der erhabene und trügliche Bau der Höhe Anregung gewesen sein mag. Aber auch in der neuesten vaterländischen Geschichte ist Coburg bedeutungsvoll geworden durch die Rolle, die es im deutschen Freiheitskampf Adolf Hitlers gespielt hat.

Noch stehen die alten geschichtlichen Stätten, auf denen Turner voll froher Begeisterung den neuen Bund geschlossen, der Burghof in der Höhe, in dem 1860 die Abendfeier abgehalten wurde, der alte schöne Marktplatz, der Anger, der Ort des alten Festplatzes ist, und nicht zu vergessen, die herzogliche Reitbahn, wo einst der erste



Theodor Georgii spricht in den Gründungszeiten der Deutschen Turnerschaft zu den Turnern. „Begleiter“, M.

„Von der Filmidee zum Drehbuch“

Die Arbeit eines Filmautors / Von ***

Vor der Öffentlichkeit bleibt der Autor, der den Film ja eigentlich schafft — denn die übrigen Künstler schaffen letzten Endes nur nach, was er ihnen vorschreibt — meist völlig im Hintergrund, und von seinem Teil am Werk machen sich Publikum und leider auch ein großer Teil der Presse ein ganz falsches Bild. Ich will Ihnen erzählen, wie ein Filmautor sein Werk, dann werden Sie sich selbst ein Urteil bilden können.

Da ist also zunächst die Idee! Der ideale Fall ist, daß der Autor eine Filmhandlung frei erfindet. Ist wird allerdings ein schon vorhandenes literarisches Werk, ein Roman oder ein Bühnenstück zum Vorwurf der Filmhandlung genommen, und da der Film ganz eigene Bedingungen hat, muß hier mit viel Wissen um die Dinge, mit wirklicher Künstlerschaft und mit filmischem Blick eine neue Linie gefunden werden.

In beiden Fällen wird die Idee nun in einer Filmnovelle oder in einem Exposé auf 10 bis 20 Seiten konzentriert und lebendig erzählt. Wenn dann ein Produzent auf den Stoff anspringt und ihn erwirbt, wird das Exposé dem Reichsfilm dramaturgen zur Genehmigung vorgelegt, und wenn diese gegeben ist, geht es an die Frage der Besetzung.

Meist sind diese Exposés schon für irgend einen Hauptdarsteller geschrieben; der Produzent versucht nun also, die ideale Besetzung dafür zu bekommen und sichtet sich auch schon die Träger der wichtigsten Nebenrollen. Denn es ist doch z. B. für die Fiktionalisierung einer Figur sehr einschneidend, ob man einen Theo Sinding oder einen Kurt Veppermann dafür bekommt. Dann wird gewöhnlich in einem sogenannten „Treatment“ die genaue, schon filmisch aufgestellte Handlung festgelegt.

Da sind dann bereits die einzelnen Schauplätze (Bilder) festgelegt, wie sie im Drehbuch aufeinander folgen sollen, Situationen und Dialoge sind in der großen Linie ausgearbeitet — ja, selbst Witze und Pointen sind fixiert, so daß nun wirklich schon ersichtlich ist, wie das ganze ungefähr auf der Leinwand aussehen soll.

Nun beginnt meist das erste große „Medern“, besonders vom Verleiher und den verschiedenen Geldgebern, die den Film zum Teil finanzieren und ihn an die Theater abgeben sollen. Es gibt gewiß auch famose und verständige Männer darunter — aber einen Dichter können sie irrsinnig machen. Es sind nämlich die Leute, die immer das „happy end“ haben wollen, auch wenn es der künstlerischen Idee ins Gesicht schlägt, sie bestehen darauf, daß „irgendwo ein Schlager“ gefungen wird, und daß „in einer Tanzbar ein hübsches mondänes Leben“ gezeigt wird, in jedem Film!

Aber natürlich wird auch viele positive Kritik am Treatment geübt! Die Verleiher haben oft einen fabelhaften „Nieser“ für Publikumswirkung. Wenn der Regisseur schon bestimmt ist, äußert er seine Vorschläge — der Komponist weist auf neue Möglichkeiten hin —, der Produzent frecht rasch noch eine zu teure Dekoration, und die Autoren können sich die Köpfechen zerbrechen, wie ihre schöne Szene in Monte Carlo auch noch in Stettin gespielt werden kann, ohne daß sie an Wirklichkeit einbüßt.

Am beliebtesten sind die Einwände unserer lieben „Stars“ — (Manche haben das Recht zum Sinecismetern vertraglich!) — Bitte, es gibt reizende, kluge Menschen darunter, die genau wissen, was gut ist und famose Vorschläge machen, — aber manche! Wenn da ein Tenor kommt, der dann von der schmissigsten Szene sagt: „Das spiele ich nicht, das macht mich unzufrieden!“ — und dabei hat er gar nicht kapier, worum es sich darin überhaupt handelt; oder ein Herzogen von Dina will absolut alle wirklichen Witze aller Partner in ihre Rolle geschrieben haben, — auch wenn sie ganz und gar nicht im Sinne dieser Rolle sind.

Wenn alle diese Wünsche möglichst ohne allzu großen Schaden für die künstlerische Linie einmündlich sind, und das Ganze noch einmal sorgfältig auf seinen dynamischen Aufbau geprüft worden ist, geht es an die Drehbucharbeit.

Meist wird das Drehbuch von zwei Autoren geschrieben, weil es in der Natur dieser Arbeit liegt, daß im Dialog, in der sofortigen Kontrolle jedes Gedankens das lebendigste, schlagkräftigste Bild entsteht. Der ganze Witz bei der Buchgestaltung ist: Filmisch sehen! Schon im Exposé — besonders aber im Drehbuch, denn jede kleinste Nuance muß da vom Dichter bildhaft gesehen, gestaltet und festgelegt werden: Ein kleiner, rarer Blick zwischen zwei Liebenden, — eine Blume, die einsam auf dem Teppich liegend geblieben ist, — ein fernes, leises Lied in dunkler Gasse, — alles das kann den

Kern einer Szene treffen. Ein Stolpern des Komikers, ein Saucenprüber, der den Nachbarn ins Auge trifft, wenn der Held auf den Tisch haut, kann einer an sich ernsten Szene den kleinen Schuß Humor geben, der eine allzulange Tragik wohlthuend unterbricht. Das ist kein Zufall, kein „Regie-Einfall“, wie dann oft lobend in den Kritiken steht, — das steht alles haargenau im Drehbuch!

Und der Dialog wird hin- und hergewälzt; drei-, vier-, zehnmal! Satzstellungen werden ausprobiert und wieder verworfen, bis die Pointe „sitzt“. Man weiß ja inzwischen, wer jede einzelne Rolle spielt, so kann man sie den Darstellern auf den Leib schreiben, und es ergeben sich herrliche Möglichkeiten. Aber was man alles wissen muß! — Ein Hauptdarsteller hat schrecklich frumme Beine, also darf man ihn nicht, wie die anderen, im Badeanzug zeigen, — eine Frau hat besonders schöne Schultern, also zeigt man sie in einer besonders wichtigen Szene in naher Einstellung von hinten und hilft ihr darüber hinweg, daß sie wahrscheinlich den Dialog nicht besonders gut sprechen wird.

Technisch sieht das Drehbuch so aus: Seine Seiten sind senkrecht geteilt, auf die linke Seite kommt das „Bild“, also alles, was von der Kamera erfasst werden muß, rechts steht der „Ton“, also alles, was das Mikrophon anhebt. Es ist in „Bilder“ — die verschiedenen Schauplätze — eingeteilt und in „Einstellungen“, die die einzelnen Szenen bezeichnen, die mit einer Einstellung der Kamera zu erfassen sind.

In den Einstellungen bestimmt der routiniertere Autor, ob die Szene halbnahe, nah, oder groß aufgenommen werden soll, ob die Kamera schwenken soll, heranzufahren, oder ob sie das Bild in seiner Gesamtheit, in einer „Totalen“, zu erfassen hat. Also auch hier die schöpferische Idee des Autors, an die sich natürlich der Kameramann oder der Regisseur nicht klautig halten soll; aber er muß daraus erkennen, welche künstlerische Wirkung dem Autor für diese Szene vorgeschwebt hat.

Wenn das Drehbuch fertiggestellt ist, — ein stattlicher Band von 250, 300, ja sogar 400 Seiten, — wird es wieder von unzähligen Seiten unter die Lupe genommen. Gute, vernünftige Einwände und Abänderungsvorschläge wird man dankbar annehmen, gegen blödsinnige oder die Linie entstellende muß man kämpfen mit Zähnen und Klauen. Wer Sieger bleibt? Jeder oft der, der das meiste Geld hat.

Da fällt oft eine Perle nach der anderen unter den Tisch; reizende Szenen, wertvolle Dialoge, aparte Schlüsse. — Alles wird übermüdet vom guten alten Schema „Z“. Dann geht das Umarbeiten los!

Ein Drehbuch ist wie ein Gebäude, das aus 1000 kleinen Steinchen zusammengesetzt ist, — nimmt man ein einzelnes aus der Mitte heraus, so fällt der ganze Bau zusammen, wenn man ihn nicht neu baut. Eine einzige getriebene oder geänderte Einstellung bedingt oft die neue Ueberarbeitung von 50 Seiten. Der plötzlich stellt sich heraus, daß ein wichtiger, ganz typischer Darsteller nicht frei ist, etwa Abele Sandrock! Dafür gibt es keinen Ersatz, da muß die ganze Rolle auf einen anderen Typ umgeschrieben werden, auf den natürlich seine Umwelt wieder anders reagiert, wie auf Frau Adele. Und das alles in kürzester Zeit, denn das Atelier wartet! Da ertönen oft inbrünstige Flüche durch die nachtslichen Arbeitszimmer der Autoren, — bis dann schließlich alles soweit ist!

Das fertige Buch wird dem Reichsfilm dramaturgen wieder zur Genehmigung vorgelegt, seinen geäußerten Wünschen Rechnung getragen, und wenn dann alles fertig ist, wird es abgedruckt, und der Film geht ins Atelier.

Damit ist eigentlich die Arbeit des Autors beendet: von dem Augenblick an nimmt aber auch kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm! Wenn er sich im Atelier blicken läßt, wird er angeknurr, wenn er eine Kritik



Willy Fritsch als Kriegshauptmann Amphitryon des thebanischen Heeres in dem gleichnamigen Film, der unter der Spielleitung von Reinhold Schünzel gedreht wird

wagt, — der sich selbst tagelang erbarmungslos kritisieren lassen mußte, — wird er angebellt. Nur wenn man rasch eine Aenderung braucht, dann ist plötzlich wieder alles eitel Honig und Lebenswürdigkeit. Na, also ganz so schlimm ist es ja nicht immer, ich bin in Ateliers schon reizend aufgenommen worden, und meine Ausstellungen sind, wie sich das gehört, mit großer Bereitwilligkeit beachtet worden.

Aber oft! — Verwundert und erschüttert steht der Autor dann bei den Aufnahmen im Atelier, oder er hockt im Sessel des Vorführungsraumes, wo die ersten Streifen seines neuen Films am Abend des Aufnahmetages schon über die Leinwand laufen, und es ist alles anders. Und wie eine Gloriole schwebt um sein kummer-

volles Haupt das Dichtervort: „Traurig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn.“ Und dann schreibt die Kritik von dem verworrenen Drehbuch, von Ideenarmut und unlogischer Fiktionalisierung usw. Aber Gott sei Dank hätte die fabelhafte Regie von Herrn Z so viel reizende Einfälle gezeitigt und einen so sprichwörtlichen Dialog „geschaffen“, daß diese Mängel reichlich wettgemacht worden seien.

Nun ist ein Filmautor, wie meilands der wackere Siegfried, durch die unentwegten Kämpfe schon zerarrt, abgehärtet und verhorn, daß er über so etwas nur mitleidig lächeln kann. Aber ich sehe nicht ein, warum ich, Ihnen nicht einmal erzählen soll, wie die ganze Sache in Wirklichkeit zusammenhängt.

Von kommenden Filmen

Als erste der großen Filmgesellschaften legte dieser Tage die „Rota“ ihr Programm 1935 vor. Von den insgesamt 18 Filmen der neuen Staffel und 5 Filmen einer Zwischenstaffel sind 14 jetzt umrissen. Man findet darunter u. a.:

Sutters Gold — ein Luis-Frenker-Film aus der amerikanischen Goldgräberzeit von 1850.

Victoria — nach Knut Hamsuns Novelle mit Luise Ullrich in der Hauptrolle.

Pyramion — nach Bernhard Schaws Komödie mit Jenny Jugo unter Regie von Erich Engel.

Der Kraft-Mann — nach dem bekannten Buch E. v. Wolzogens mit Paul Hörbiger.

Der Vogelhändler — nach der gleichnamigen Operette mit Vil Dagover als Kurfürst.

Casta Diva — mit Martha Saagerth in der Hauptrolle unter Regie von Carmine Gallone.

Endstation — ein Lustspiel aus dem Alltag mit Paul Hörbiger in der Titelrolle.

Mazurka — mit Pola Negri, Ingeborg Theek und Albrecht Schönbals unter Billy Fortis Regie.



Marie Andergast und Paul Hörbiger in dem Lustspiel „Endstation“, in dem Hörbiger auch zum erstenmal die künstlerische Gesamtleitung hat. Fot. Rota



Berühmte Musiker im Film. Foto A. C. L. Rota. Erste Begegnung zwischen Vincenzo Bellini, dem Komponisten der Oper „Norma“, und Paganini, dem berühmtesten Geigenvirtuosen aller Zeiten. Szenenbild aus dem Marie Eggerth-Film „Maddalena“.



In der Dorfschmiede wurde der Ehestreit erklärt. — Szene aus dem Ufa-Film „Der Ehestreit“. Fot. Ufa

Zwischen WEISS und ROT

Bearbeitet von Dr. A. von Andrejewitsch
Urheberrecht: „Dammert-Verlagsanstalt Berlin“

Das Leben einer Russin zwischen zwei Revolutionen

Das Rätsel des einsamen Hauses

Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, machten wir Halt und zählten die Beute. Sie war überraschend groß und bestand aus funfelnagelneuen amerikanischen und englischen Banknoten im Gesamtwert von einigen hunderttausend Dollar! Offenbar war es ein Posten aus dem Devisenbestand der Reichsbank, der zu Propagandazwecken nach dem Scheitern des Bürgerkriegs expediert worden war. Wir teilten den Betrag in gleiche Teile. Nun galt es, aus diesem Lande herauszukommen. Wir entschlossen uns, nach der Richtung des Kaukasus weiterzufahren, da uns vor allen Dingen die heranmarschierende rote Armee nicht erreichen durfte. Der Kaukasus war noch neutral. Ich hoffte einen Hafen am Schwarzen Meer zu erreichen, etwa Batum, wo sich sicherlich eine Gelegenheit finden würde, auf einem Schiff das gelobte Westeuropa zu erreichen.

Wir bogen bald in das Gebiet der Tschirkesen-Siedlungen ein. Sie waren fast vollständig von den Einwohnern verlassen. Scheinbar hatten auch hier Kämpfe zwischen den Einheimischen und plündernden Banden stattgefunden. In einem Tschirkesen-Dorf irrte Vieh herrenlos, brüllend und grunzend, herum. Halbverwetzte Leichen lagen in den Dorfstraßen. In einer zerfallenen Hütte tra-

genommen. Das waren die Weißen. Dann kamen die Roten und erklärten uns deswegen für Verräter an der Revolution. Sie haben beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft abgeschlachtet. Noch vor wenigen Wochen lagen die Leichen wie Holz aufgestapelt in den Straßen. Als die Roten weg waren, konnten wir unsere Toten wenigstens notdürftig begraben. Der Sohn des Alten, der sich bei unserer Ankunft erschroden in der Hütte verborgen hatte, kam hervor und zeigte seine Wunden. 14 Stichwunden hatte er auf dem Körper! „Nur, um sich einen Spatz zu machen, haben sie mich so zugerichtet!“ rief er heraus. „Nur, um sich einen Spatz zu machen, haben sie mich so zugerichtet!“ rief er heraus. „Nur, um sich einen Spatz zu machen, haben sie mich so zugerichtet!“ rief er heraus.

Licht entgegen. Der Chauffeur stoppte, da er sich nicht klar war, welchen Weg wir verfolgen sollten. Mit zweien meiner Kameraden stieg ich aus, um die Gegend zu rekonoszieren. Vorsichtig, überall Gefahr witternd, näherten wir uns dem Viehstall. Bald befanden wir uns vor einem einsamen, ziemlich großen Hause.

Ich hörte Stimmengemurmel. Durch ein Fenster konnten wir in das Innere des Gebäudes sehen. Dicht vor dem Fenster versteckten wir uns hinter einem Baum. Meinen Augen bot sich ein sonderbarer Anblick. Etwa 20 Leute saßen, mit merkwürdigen Gewändern bekleidet, in einem Zimmer, dessen festes Innere eine Petroleumlampe erhellte. An den Wänden hingen zahlreiche Heiligenbilder, die, abgesehen von ihrer Altertümlichkeit, in einem Stil gehalten waren, wie ich ihn noch nie in einer Kirche angetroffen hatte. Diese Heiligenbilder da vor mir hatten ir-

gendetwas Besonderes an sich, ohne daß ich mir im Augenblick darüber klar werden konnte, worin dies bestand. Noch absonderlicher war die Kleidung der Leute, die mich geradezu an einen Nummenichans erinnerte. Sie trugen lange weiße Mäntel mit Kapuzen, die den Köpfen von Inquisitoren ähnelten, wie man sie von Opern-Ingenieurungen her kennt.

Ich war gespannt, was dies alles bedeuten sollte, und gab meinen Begleitern ein Zeichen, recht leise zu sein. Jetzt begann die Versammlung eine Art Litanei vor sich hin zu brummen, die in ihrer Monotonie meine Nerven fast zum Zerspringen brachte. Nach einiger Zeit fing ein noch ziemlich junger Mann mit dem astetischen Gesicht eines Fanatikers an, eine Rede zu halten. Er sprach von dem bevorstehenden Weltuntergang und behauptete, daß die Prophezeiungen der Apokalypse jetzt eingetreten sei. Er bediente

sich dabei eines altertümlichen Russisch und gebrauchte Worte und Ausdrücke, die sonst nur in kirchlichen Texten häufig waren. Plötzlich begriff ich. Es war eine Versammlung von Sektierern, die man Maslofnik nannte. Im zaristischen Rußland wurde das Sektentum streng verfolgt. Die Maslofnik waren eine Sekte, die sich bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts von der Orthodoxen Kirche losgelöst hatte. Ihre Anhänger waren wilde Fanatiker, deren vor der Außenwelt streng geheim gehaltener Kultus barbarische Rituale enthielt. Vor der Verfolgung der Zarenregierung waren die Maslofnik in die Tundra des Nordens und in die Steppen des Südens geflüchtet.

Im Innern des Hauses nahm die unheimliche Zeremonie ihren Fortgang. — Der Redner sprach vom heiligen Opfer, das jetzt gebracht werden sollte. Er zitierte einige Sprüche aus der Apokalypse, und ich mußte ihm insofern recht geben, als die Gegenwart tatsächlich so aussah, wie es die flammenden Worte des heiligen Johannes über den Untergang der Welt vorher verkündet hatten. „Brüder werden gegen Brüder kämpfen“, brüllte der Mann mit erhobener Stimme, „die Erde wird von Blut getränkt sein, und grauenvoller Krieg wird alles Heilige vernichten!“ Nachdem der Fanatiker seine Ausführungen mit dem Ausruf: „Die Stunde ist da, Brüder, wir erwarten das rote Siegel!“ beschloß, ertönten die Klänge einer Harmonika. Es waren keine heiteren Lieder, wie man sie sonst auf diesem Instrument zu hören gewohnt ist, sondern eine melancholische, gleichsam psalmodierende Melodie, auf der die Anwesenden eine Art Tanz begannen.

Sie schaukelten sich, jeder einzeln, im Rhythmus der traurigen Klänge. Wie von einem Zauber bezaubert, konnte ich kaum atmen. Allmählich beschleunigte sich der Rhythmus. Auch die Bewegungen der sich Wiegenden wurden, stets im Takte der Musik, schneller und schneller. Zu den Klängen der Harmonika gesellte sich ein Summen und Pfeifen. Die Marionetten bewegten sich die lebendigen Statuen dieses einzigartigen Schaupiels. Die Melodie wuchs und ging allmählich in einen hadantischen Tanz über. Bald brach ein wahrer Ekstase durch die Stube. Alle Stimmen der Götter schienen lebendig. Die Sektierer vollführten jetzt geradezu einen teuflischen Tanz. Sie drehten sich wie rasend im Kreise, verrenkten die Glieder und rissen die Kapuzen ab. Ich sah schrecklich verzerrte Gesichter. Die Leute medierten, miante, bellten, ja blöckten, trächten, heulten. Als ihre Kehlen von diesen tierischen Lauten heiser wurden, ging das furchtbare Konzert in ein Wimmern über. Von Krämpfen gequält, brachen die Fanatiker mit Schaum vor dem Munde zusammen, fielen auf den Boden, legten ihn mit ihren Haaren und wälzten sich wie Weselene in Zuckungen herum. Plötzlich sprang der Mann, der die Rede gehalten hatte, auf den Tisch, stammpte wild mit den Füßen und schleuderte die Petroleumlampe in die Menge der zuckenden Körper. In einem Augenblick griff das Feuer um sich. Die Kleider brannten!

Das also war die berühmte Selbstverbrennung der Maslofnik! Als man mir vor Jahren einmal einen solchen Fall beschrieb, der sich in Sibirien abgepielt haben sollte, hielt ich es für Erfindung. Und doch übertraf das, was ich augenblicklich erlebte, an Unwahrscheinlichkeit fast das damals Gehörte. — Erstickender Dunst von brennendem Menschenfleisch verbreitete sich, und die fürchterlichen Schreie der bei lebendigem Leibe Verbrennenden gingen mir durch Mark und Bein. Niemand machte auch nur den leisesten Versuch, sich zu retten. Mit echt slavischer Resigniertheit gaben sich die Menschen dem qualvollen Tode hin...

Vor Schrecken mehr tot als lebendig, stürzte ich zum Auto. „Fort, nur fort von dieser Stätte des Teufels!“ schrie einer meiner Genossen. Im eiligsten Tempo, als wären die Roten hinter uns her, fuhren wir los. Schon nach wenigen hundert Metern sahen wir das ganze Haus in Flammen stehen. — (Fortsetzung folgt).

„Sonntagsglück“

Der Sonntag spielt im Aberglauben eine große Rolle. Ihm werden allerlei heilige und wundertätige Kräfte zugeschrieben; er gilt, sofern man es versteht, gewisse Dinge „unberufen“ oder stillschweigend zu tun, als Schicksalskinder und als Beschützer vor Krankheiten.

Wenn man zum Beispiel die Himmelfahrtshölme an einem Sonntag zu Ostern oder zu Pfingsten mit der Wurzel ausgräbt und sie dann unter das Dach des Hauses steckt, so ist das Haus vor dem Blitz gefeit. Auch andere Pflanzen, am Sonntag ausgegraben oder abgeschnitten, stehen bei den Abergläubigen in geistiger Bedeutung. So der Hollunder, der bei Geburtswunden gute Dienste leistet oder der Kreuzdorn, der das Vieh vor Verletzung schützen soll. Vom Haselnußstrauch werden an einem Sonntagabend, wenn der Saft in die Wurzel zurückgeht, Zweige mit einem neuen, noch nie gebrauchten Messer abgeschnitten. Wer so einen Haselnußzweig im Hause aufbewahrt, der bleibt vor schweren Krankheiten verschont, wie der Aberglaube behauptet.

Wenn ein Mädchen an einem Sonntag die Wurzel des Farnkrautes findet, ohne sie gesucht zu haben und sie sich „unberufen“ aufhebt, dann wird es sich noch im selben Jahre verheiraten und eine glückliche Ehe führen. Fühlt sich ein Kranker an einem Sonntag schlechter als an anderen Tagen, so ist die Genesung nicht mehr weit. Denn der Sonntag zieht durch die Verschlechterung des Befindens die Krankheit aus dem Körper.

Auch die Träume in der Sonntagsnacht haben für die Abergläubigen einen größeren Wert, als Träume in anderen Nächten. Träumt man aber gar dreimal dasselbe, dann wird es bestimmt in Erfüllung gehen, nur darf man den Traum nicht vor Mittag um Zwölf erzählen.

Die Gesundheit wird erhalten, wenn man an einem Sonntag einen Kranz von neuerlei Blumen im Hause aufhängt. Langes Leben wird erlangt, wenn man schimmeliges Brot an einem Sonntagmorgen nüchtern isst. Und die Schönheit bleibt bei den Mädchen, die Sonntags in der Frühe vor dem ersten Glockenläuten drei Verheneier austrinken.

Auch ist der Sonntag der beste Tag, um körperliche Mißbildungen los zu werden. Da sind zunächst die Hühneraugen, die trotz angewandter Pflaster und Mixturen nicht verschwinden wollen. Die Abergläubigen vertreiben sie auf recht einfache Weise. Sie nehmen einen, an einem Sonntag gefundenen Bindfaden, knüpfen drei Knoten hinein, drücken diese auf die Hühneraugen und verbrennen dann den Faden. In 11 Tagen sollen die Hühneraugen total verschwunden sein. Auf ähnliche Weise wird man auch Muttermale los.

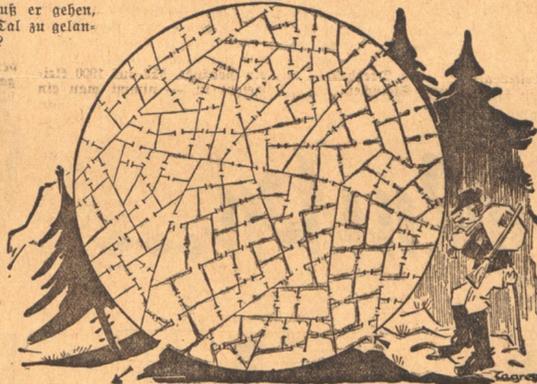
Um den Fuß vom Federvieh abzuhalten, schlägt man am Sonntag bei Sonnenaufgang mit einem spitzen Stein dreimal kräftig an die Senfe. Soweit der Schall reicht, ist das Geflügel sicher vor dem roten Räuber.

Wenn man Hühner auf Eier setzt, so

muß man das während eines Sonntags tun, wenn die Glocken läuten, dann kommen die Jungen gut aus. Um fleißiges Eierlegen zu bewirken, fließt man der Nachbarin ein Strohhalm oder einen Strohwisch und legt diesen am Sonntagmorgen auf das Nest.

Der Schmuggler will über die Berge

Welchen Weg muß er gehen, um ins andere Tal zu gelangen?



H * U * M * I * D * I * R

Fuder und Schminke

Sie erklärte: „Die Geburtsurkunde einer Frau ist ihr Gesicht. Die Jahreszahl ist ganz nebensächlich.“

„Ja, aber dann, Liebster, begeißt du täglich schwere Urkundenfälschung.“

Bekanntmachung

Schmann ließ eine Anzeige in der Zeitung erscheinen, worin er bekanntgab, daß er keine Schulden seiner Frau mehr bezahlen wird.

„Warum?“

„Weil er auch die eigenen nicht zahlt.“

Erlebnis

„Unlängst traf ich eine Dame, die mich zu kennen schien. Sie wollte unbedingt Auto

fahren. Ich nahm ein Taxi und wir fuhren los. Erst später erfuhr ich, daß sie bereits verheiratet war. Und da mußte ich ihrem Gatten siebzehn Mark achzig bezahlen.“

„Wer war der Gatte?“

„Der Chauffeur des Taxiz.“

Schwimmen

„Können Sie schwimmen?“

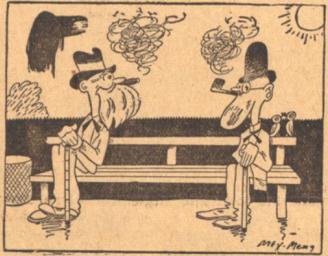
„Ja.“

„Wo haben Sie's gelernt?“

„Im Wasser.“

Eine „verfahrene“ Sage

Er: „Du darfst mich nicht wegen meiner Vorfahren tadeln!“
Sie: „Das tue ich auch nicht, — ich tadele deine Vorfahren wegen dir!“



„Mein Hausarzt erlaubt mir nur zwei Zigarren täglich.“
„Aber Sie rauchen doch den ganzen Tag?“
„Ja, habe noch drei Ärzte, die mir auch zwei täglich erlauben.“

fen wir einige Leute. Es waren Deserteure der Weißen Armee, die sich auf eigene Faust weitergeschlagen. Ein Vagabund, dem man seinen Offiziersrang keineswegs ansehen konnte, erzählte traurige Sachen von dem Niedergang der Weißen. In seiner Kompanie waren mehrere Leute plötzlich wahnsinnig geworden und mußten, da sie gefährliche Todwuchtsanfalle bekamen, erschossen werden. In der Zeitung der Weißen Armee machten sich immer härtere Differenzen bemerkbar. Man fürchtete sogar einen Zerfall der freiwilligen Armee. General Kornilow, der bei weitem populärste Führer, hatte Differenzen mit General Alexeev. Intrigen über Intrigen machten eine einheitliche Führung unmöglich. General Alexeev drohte, auf eigene Faust zu handeln, und auch bei den Stabs-offizieren herrschte Uneinigkeit. Unter diesen Umständen war der Ausgang des Feldzuges nicht zweifelhaft. Bei Jekaterinodar wurde eine Entscheidungsschlacht erwartet. Aber alles in allem: es sah trübsal aus.

In der nächsten Siedlung, in die wir kamen, herrschte noch etwas Leben. Die Einwohner allerdings waren so eingeschüchtert, daß sie sich aus ihren Behausungen nicht herauswagten. Ein alter Tschirkesse ludte aus seiner Hütte und riskierte uns einzuladen. „Alle sind unsere Feinde“, stöhnte der zahlose Alte kopfschüttelnd. „Mehrere Male wurde unser Dorf von Weißen und Roten überfallen. Unser ganzes Vieh wurde uns

Adamson in der Hängematte

